

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 12 (1936-1937)  
**Heft:** 10

**Artikel:** "Oelrausch" : ein Tatsachenbericht über die Petrolbohrungen in St. Gallen  
**Autor:** Baumgartner, Felix  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066241>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# „Defrausch“

Ein Tatsachenbericht über  
die Petrolbohrungen  
in St. Gallen.

von Felix Baumgartner

*Der Schacht auf Nothkersegg ist gewiss nicht das einzige Loch der Eidgenossenschaft, in das sinnlos Geld geschleudert wird. Die Unternehmer stechen ausserdem vor andern dadurch vorteilhaft ab, dass sie ohne Subventionen ihr eigenes Geld riskieren. Es ist auch nicht unsere Absicht, privaten Wagemut herabzumachen. Die Hintergründe und die Durchführung dieses Unternehmens scheinen uns aber so interessant und lehrreich, dass die Öffentlichkeit ein berechtigtes Interesse hat, sie kennenzulernen. Die verhältnismässig kleinen Zahlen, um die es sich hier handelt, machen den Fall nicht weniger instruktiv — nur übersichtlicher.*

Angefangen hat die Sache mit einer Störung bei der Trinkwasserversorgung der Stadt St. Gallen. Das war Ende August letzten Jahres. Eines Tages hatte

das Trinkwasser, das sonst immer als geschmack- und geruchlos galt, auf einmal Geschmack und Geruch bekommen. Die einen sagten, es schmecke nach Petrol, die andern fanden, es rieche so ungefähr wie faule Eier.

«Nein», meinte eine Frau von St. Georgen, «wisst ihr, dass in unserm Lande die Kinderlähmung haust und schon viele Opfer gefordert hat? Dieser Geschmack, ich kenne ihn gut, ist der typische Geruch des Kinderlähmungsbazillus.»

Das Wasserwerk sah sich genötigt, eine offizielle Erklärung herauszugeben, die lautete:

«Die Direktion der Gas- und Wasserwerke teilt mit, dass die gestern mittag in gewissen Teilen der Trinkwasserversorgung aufgetretene Geschmacksstörung nach Untersuchung durch das kantonale Laboratorium nicht gesundheitsschädlich ist.

Umfassende Erhebungen über die Ursache sind unverzüglich eingeleitet worden.»

Die Bevölkerung traute indessen der Sache nicht. Die Metzger behaupteten, sie könnten keine Würste mehr machen, weil sie ihnen wegen des schlechten Geschmacks nicht abgekauft würden. Die Bäcker hatten Hemmungen, mit diesem Wasser Brot zu backen. Auf den Familientischen sah man jetzt statt der Wasserflaschen Limonaden und andere alkoholfreie Getränke. Die Männer nahmen die Gelegenheit wahr, statt Wasser etwas mehr Bier in die Kehle zu schütten. Kurz, es war eine Kalamität, von der schliesslich die ganze Stadt sprach.

In diesen Tagen war es auch, als eines Abends sich fünf Frauen im Hinterstübchen einer Bäckerei zu einer Vorstandssitzung zusammenfanden. Es handelte sich um den Vorstand des Biochemischen Vereins St. Gallen. Die Mitglieder dieses Vereins hatten sich verpflichtet, die Lehre der «biochemischen Heilmethode» nach Kräften zu unterstützen und dafür zu sorgen, dass der Segen dieses Heilverfahrens in die breiten Schichten des Volkes getragen werde.

Den Vorsitz der Vorstandssitzung führte die Präsidentin und Gründerin des Vereins, Frau Bussinger, eine vom Schicksal nicht besonders begünstigte Frau in den vierziger Jahren, der es gelungen war, ihren Mann, der jahrelang an einem schweren Leiden darniederlag und viele Ärzte und Wunderärzte besucht hatte, endlich mit diesem biochemischen Verfahren wieder zu einem gesunden Menschen zu machen.

Nun wollte sie auch andern kranken Menschen durch das neue Heilverfahren helfen und fing an, Patienten zu empfangen und zu beraten. Das st. gallische Medizinalgesetz verbot ihr aber, solche Ordinationen gewerbmässig auszuüben. Sie gründete deshalb diesen Verein. Jeder Patient, der sich für ihre Heilmethode interessierte, und das waren mit der Zeit mehr als hundert, musste dem Verein beitreten und den Beitrag von 3 Franken bezahlen. Innerhalb des Vereins war es ihr gestattet,

die Mitglieder zu beraten und ihnen Heilmittel zu verabfolgen.

Sie erzielte einige ganz beachtliche Heilerfolge. Ein Arbeiter, der wegen eines Darmgeschwürs von den Ärzten schon aufgegeben war, soll durch ihre Heilmittel Genesung gefunden haben, und auch die Bäckermeisterin, in deren Stube jetzt die Sitzung stattfand, war jahrelang von Arzt zu Arzt gesprungen, um ihr Leiden, einen chronischen Durchfall mit nervösen Herzstörungen, loszuwerden. Erst Frau Bussinger konnte ihr Linderung und allmählich wirkliche Genesung verschaffen. Das alles verschaffte Frau Bussinger bei den Mitgliedern des Vereins Verehrung und Bewunderung.

In jener Vorstandssitzung im Hinterstübchen des Bäckerladens wurden von den fünf St. Galler Frauen die Sorgen des Vereins besprochen, man plauderte über dieses und jenes, und da kam das Gespräch auch auf das verunreinigte Trinkwasser im Osten der Stadt St. Gallen. Da die Ursache vom Wasserwerk noch nicht einwandfrei hatte festgestellt werden können, war der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Auch an der Sitzung dieser fünf Frauen wurden alle möglichen Ansichten vertreten, bis schliesslich die Präsidentin der Diskussion ein Ende setzte, indem sie feierlich erklärte, sie könne die Mitteilung machen, dass es ihr auf Grund ihres Verfahrens gelungen sei, die Ursache der Störung festzustellen.

Die andern Frauen waren sprachlos. Nur eine, von der es die Präsidentin vielleicht am wenigstens erwartet hatte, gestattete sich noch die Bemerkung: «Die Ursache gefunden? Das ist vielleicht allershand viel gesagt.»

Diese letzte Bemerkung wirkte auf die Präsidentin wie ein Funke, der langsam aufgespeicherte Energie zur Entladung bringt. Jetzt erst recht! sagte sie sich, als sie auf dem Heimweg darüber nachbrütete. Das Schicksal hatte ihr einen kranken Mann an die Seite gestellt; sie hatte aus ihm einen gesunden gemacht. Wieder stand sie vor einer Aufgabe: Ein

Teil der Stadt St. Gallen ist durch schlechtes Trinkwasser heimgesucht, sie wird auch dieses Übel beheben. Nächstelang hatte sie schon darüber nachstudiert. Viele Abende war sie über die, die Stadt St. Gallen umgebenden Hügelketten gewandert, um mit ihrer hellseherischen Begabung die Ursachen des Trinkwassergeruches zu ergründen. Vor einigen Tagen hatte sie eine naheliegende plausible Ursache herausgefunden: auf dem die Stadt von Norden her umgrenzenden Massiv des Freudenberges befindet sich bei Notkersegg ein Trinkwasserreservoir, das von einer Quelle und von Seewasser aus dem Bodensee gespeist wird. Diese Quelle ist von nichts anderm als von einer der vielen Petroladern verunreinigt worden, welche das Bergmassiv durchziehen. Jawohl, das war es, Petrol, Erdölquellen befanden sich nach ihrer hellseherischen Auffassung in den Bergzügen und warteten nur darauf, von genialem Unternehmiergeist erschlossen zu werden.

Noch am gleichen Abend schrieb sie einen Chargébrief an die Direktion des Wasserwerkes der Stadt St. Gallen. Der Brief lautete:

« Ich habe erfahren, dass die Stadt St. Gallen unter schlechtem Trinkwasser zu leiden hat.

Das hat mich veranlasst, die Sache mit meiner Methode zu untersuchen. Ich bin auf ein überraschendes Resultat gekommen und wäre in der Lage, Ihnen Ursache und Abhilfe mitzuteilen. »

Die Antwort des Wasserwerkes St. Gallen liess auf sich warten und stellte die Geduld der Hellseherin auf eine harte Probe. Zu ihrer grossen Enttäuschung musste sie sogar inzwischen vernehmen, dass das Wasserwerk unter Missachtung ihres Chargébriefes bereits mit Reparaturarbeiten an den Zuleitungsröhren im Bodenseegebiet begonnen hatte und eine baldige Behebung der Störung in Aussicht stellte. Das wurmte. Sie fasste den Entschluss, zu handeln.

## Es wird gegraben

Aber noch fehlte es der Hellseherin am Wichtigsten, am nötigen Geld. Sie selbst wäre nicht in der Lage gewesen, auch

nur den geringsten Betrag zu riskieren. Doch hatte sie ja viele Freunde, darunter den Bäckermeister, der ihr die Gesundheit seiner Ehefrau verdankte. Sie beschloss, diesen Mann in ihre Pläne einzuweihen, der mitten im geschäftlichen Leben stand und sie deshalb am besten ausführen konnte. Eines Nachmittags eröffnete sie ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihre Entdeckung, die sie auf dem Notkersberg gemacht hatte. Den Bäckermeister, dessen Bewunderung für alle okkulten Phänomene gross war, begeisterte das Vorhaben, und er versprach, seine ganze Persönlichkeit in den Dienst dieser Sache zu stellen. Es wurde ein regelrechter Aktionsplan aufgestellt, um den Erdölquellen auf den Leib zu rücken, und schon an den nächsten Abenden wurden Sitzungen im Hinterstübchen des Bäckermeisters abgehalten mit anschliessenden Exkursionen auf die Gotthardwiese oberhalb des Notkerberges, bei welchen die Hellseherin ihre Mitarbeiter durch ihre Experimente in Erstaunen setzte. Die Experimente, die sich oft stundenlang hinzogen, bestanden darin, dass sie über die Wiesen und Felder lief, ihre linke Hand mit der rechten umklammerte und sagte: « Ha, so, jetzt habe ich die Empfindung Wasser; hier ist eine Wasserader », oder: « Jetzt habe ich eine herrliche Empfindung, das muss Erdöl sein. »

Es vergingen einige Wochen, und die Hellseherin konnte jetzt drei Stellen auf jener Gotthardwiese angeben, von welchen sie mit Bestimmtheit behauptete, dass nicht weit unter der Oberfläche Erdöl vorhanden sein müsse. Schliesslich entschied sie sich für eine dieser drei Stellen, die, wie sie sagte, « auf Grund ihres Empfindens und der Beziehungen ihres Geistes zu den Schätzen im Innern der Erde » die günstigste sein müsse. Denn an dieser Stelle müsse schon bei höchstens 10 Meter Tiefe eine, wenn auch kleinere Quelle zum Vorschein kommen. Sie behielt sich allerdings vor, die Angabe der Tiefe nochmals nachzuprüfen, da ihre Fähigkeit nur erlaube



anzugeben, an welchem Punkte sich Schätze befänden, für die Tiefe fehle ihr jedoch das Mass und die Empfindung.

Anfangs November tauchten jeweils bei Eintritt der Dunkelheit einige Gestalten mit Pickeln und Schaufeln in der Hand bei der Gotthardwiese ob Notkersegg auf, und von dort tönte das Gehämmer von Erdarbeiten in die Nacht hinaus. Es waren der Bäckermeister mit seinem Gesellen, die Hellscherin und ihr Mann, welche die ersten Grabungen nach den Petrolquellen vornahmen.

Inzwischen hatten aber noch bestimmte Formalitäten und Abmachungen getroffen werden müssen. Laut st. gallischem Bergwerksgesetz durften Grabungen nach Schätzen, Quellen und so weiter nur auf Grund einer speziellen Schürfbewilligung, die vom st. gallischen Regierungsrat erteilt wird, vorgenommen werden. Gegen Bezahlung einer Gebühr wurde ihnen erlaubt, während eines Jahres im Umkreis von 3 km solche Schürfungen der Erdoberfläche vorzunehmen.

Der Besitzer des Grundstückes, auf dessen Wiese gegraben werden sollte, hatte auf Zusehen hin seine Einwilligung erteilt, behielt sich aber vor, falls wirklich Wasser- oder Petroleumquellen zum Vorschein kommen würden, dann auch noch etwas mitzureden.

Auch die finanzielle Seite war nicht so einfach. Zuerst wurde ein Schokoladereisender, dessen Geschäftsherr für grosszügige finanzielle Sachen sonst leicht zu haben war, ins Vertrauen gezogen. Aber für diese Sache, für die er, wie er sagte, zu wenig Fachkenntnis besitze, konnte er sich nicht begeistern. Dann pilgerte der Bäckermeister mehrere Male auf das Amt für Einführung neuer Industrien, brachte sein Anliegen vor und vergass nicht darauf hinzuweisen, dass damit ja auf alle Fälle im Sinne der Arbeitsbeschaffung gewirkt werde. Auch dieses Amt lehnte eine Subvention ab.

So entschloss sich schliesslich der Bäckermeister, von seinem eigenen Ersparten etwas daranzuwagen. Die Petro-

leumquellen sollten sich ja schon nach wenigen Tagen zeigen, und wenn es dann einmal so weit war, würden die Finanzleute von selbst kommen.

Zu den ersten Grabungen hatten also der Bäckermeister und der Mann der Hellscherin selbst Hand angelegt. Im Schweiss ihres Angesichts erreichten sie die Tiefe von 4 Meter. Als nach zehn Tagen noch nichts zum Vorschein kam, wurde beschlossen, die Arbeit einer St. Galler Baufirma zu übertragen; sie erhielt den Auftrag, in fachmännischer Weise einen Schacht von 1,50 m Durchmesser senkrecht in die Erde vorzutreiben. Drei Arbeiter fanden dabei Beschäftigung. Das kostete Geld. Der Bäckermeister wusste es.

Täglich wurden nun die Grabungsarbeiten mit grosser Spannung verfolgt. Aber jeder Abend brachte die schmerzliche Überraschung, dass von der erwarteten Ölquelle nicht die geringste Spur da war. Es vergingen Tage und Wochen. Schon war es Dezember, und man hatte die Tiefe von zehn Metern erreicht. Der Bäckermeister stand in den Dezembertagen oft lange vor dem Schacht, und die gähnende Tiefe desselben machte keinen ermutigenden Eindruck auf ihn. Bereits waren zweitausend Franken von seinen Ersparnissen in das Loch der Gotthardwiese investiert. Der begeisterte Optimismus wich misstrauischen und pessimistischen Stimmungen.

Die Zweifel des Bäckermeisters wurden noch dadurch verstärkt, dass die Störung im Trinkwasser der Stadt, welche die Veranlassung für die Grabungen gegeben hatte, inzwischen völlig behoben war und das Wasserwerk St. Gallen in allen Zeitungen Aufklärungen publizierte, wonach die leichte Verunreinigung des Trinkwassers auf einen Riss in der 400 Meter langen Röhre, welche das Trinkwasser auf dem Bodensee fasst, zurückzuführen sei und dass dieser Riss jetzt durch Taucher gefunden und mit einem Hautgummi und Betonbelag zugedeckt worden sei. Es hiess in dieser Mitteilung noch, dass durch diese Repa-

ratur die Pumpleitung wieder für lange Jahre schadenfrei sei und die Wassertrinker von St. Gallen von Geschmacksstörungen ebensolang verschont bleiben würden.

Da konnte die Hellseherin lang beteuern, dass sie den Mitteilungen der Ingenieure und Wissenschaftler nicht traue und dass sie felsenfest davon überzeugt sei, dass bald wieder Petrol im Trinkwasser sei, weil ja ungeheure Petrolmengen dort oben lägen und ihr Schacht auf die richtige Stelle führe, wenn sie sich in der Tiefe auch vielleicht mit ein paar Metern trumpt habe. Vorläufig sprachen die nackten Tatsachen gegen sie.

## Die Astrologin und der Fachmann

Zwei Ereignisse brachten dann aber eine Wendung. Der Bäckermeister hatte sich schon lang mit dem Gedanken befasst, noch den Rat einer andern okkulten Persönlichkeit einzuholen. Seit Jahren war die Astrologie sein Steckenpferd gewesen. Von einem Verwandten bekam er die Adresse einer Astrologin, von der es hiess, dass sie in einem Trancezustand und mittelst ihrer astrologischen Routine von den entferntesten Menschen die kommenden Ereignisse in allen Details wahrnehmen könne. Sie hiess Frau Wurzel und wohnte in Wien. Der Bäcker schickte Angaben über sein Geburtsdatum und seine Geburtsstunde und Geburtsminute und vergass nicht, die Frage zu stellen, ob die Grabungen nach Petroleum, die unter seiner Leitung und auf sein Risiko auf der Gotthardwiese vorgenommen wurden, mit dem erwünschten Erfolg gekrönt sein würden.

Der Bericht der Astrologin in Wien traf gerade zur rechten Zeit ein, nämlich als die Stimmung in der Hinterstube des Bäckerladens auf ihrem Tiefpunkt angelangt war und der Bäckermeister bei einem Haar die Hellseherin fortgejagt

und die ganze Sache an den Nagel gehängt hätte.

Das astrologische Gutachten besagte, dass der Bäckermeister zu einer jener glückhaften Naturen gehöre, welche im Sternbild des Wassermann geboren sind und sich durch beweglichen Geist, Redegewandtheit, Schlagfertigkeit, Ehrenhaftigkeit auszeichnen. Es seien fortschrittlich gesinnte Menschen, denen das Althergebrachte keine Schranken auferlege, und dass Menschentypen wie er vor allem die Fähigkeit besitzen, grosse Pläne in die Wirklichkeit umzusetzen. Unter den Wassermännern finde man die meisten Reformer, Erfinder und Anhänger neuer Ideen, wie Kopernikus, Friedrich der Grosse, Strindberg, Edison, Dickens usw. Was sein Vorhaben auf dem Gebirgszug oberhalb St. Gallen anbetreffe, so befände sich dasselbe unter der allergünstigsten Gestirnskonstellation, usw., usw. Das Dokument umfasste mehrere Seiten.

Und dann trat eine Figur auf die Bildfläche, welche plötzlich Betriebsamkeit in das ganze Unternehmen brachte. Es war die Person eines «Bergingenieurs», eines Schweizers, der jahrzehntelang in den Bergwerken Frankreichs und an der Goldküste in Südafrika nach Gold und andern Bodenschätzen gegraben hatte, allerdings ohne Erfolg, und jetzt nach Überwindung vieler tropischer Krankheiten wieder in seine Heimat zurückgekehrt war. Dieser Bergingenieur hatte bald entdeckt, dass auf den Höhen von Notkersegg etwas ihn Interessierendes im Gange war. Er ging der Sache auf den Grund und stellte sich nun eines Tages beim Bäckermeister vor, lobte die ausserordentlich geschickte Auswahl der Bohrstätte und anerbote sich, seine reiche Erfahrung im Bergbauwesen uneigennützig zur Verfügung zu stellen.

Durch den Bericht der Astrologin und das Auftreten dieses erfahrenen



Mimi Langraf

Zürcher Strassenbild, Auf der Sihlbrücke, Bleistiftzeichnung

Bergfachmannes bekam das Unternehmungskonsortium wieder frischen Wind in die Segel.

Die Wände des Hinterstübchens hallten jetzt wider von den fachlichen Diskussionen, welche die langen Winterabende füllten. Der Bergbauingenieur brachte interessante Instrumente, längere und kürzere Pendel, Metallspiralen, Lehrbücher und erweckte bei den andern Mitarbeitern durch seine Vorträge begeistertes Erstaunen.

Immer wieder betonte er, dass solche Unternehmungen ungeheure Hindernisse zu überwinden hätten und man vor allem den Kampf gegen die Skepsis der Wissenschafter, das heisst der Geologen, aufneh-

men müsse, welche unsere wertvolle Mitarbeit in der Erschliessung der Erdrinde in Bausch und Bogen verurteilen. Er vertrete die Ansicht, dass hier alle Voraussetzungen für mineralische Rohstoffe vorlägen. Das Problem sei nur die Methode, um diese verborgenen Lager herauszufinden. Es gebe auch andere Wege als die wissenschaftlichen. Diese seien einmal die Pendelmethode, und dann sei die Hauptsache, dass man Grabungen mache. Er verträte den Standpunkt, dass auf dem Grundstück oberhalb Notkersegg möglichst viele Schürfungen gemacht werden müssten, fügte aber hinzu, dass dabei das natürliche Gefühl der Hellseherin viel zur Auffindung der richtigen Stelle beitragen könne.

## Die Atomaffinität

Diese anregenden Worte aus dem Munde eines Fachmannes brachten jetzt auch die Hellseherin aus ihrer Reserve heraus. Auch sie fand jetzt passende Worte, um in den fachlichen Diskussionen ihre Methode zu vertreten. Ihre Methode, führte sie aus, beruhe im wesentlichen auf der Auffassung des berühmten Bergdirektors Carl Abelspies. Zur nähern Darlegung ihrer Lehre brachte sie ein von diesem Bergdirektor verfasstes Broschürchen mit, welches eine konfuse Darstellung über die Methode des Atommediums darstellt. Diese Lehre gipfelt in der Behauptung, dass nicht nur die chemischen Elemente aus Atomen bestehen, sondern auch der Geist, der Instinkt, der Verstand und jeder Gedanke des Menschen. Die Atome der Grundstoffe und die Atome der menschlichen Gedanken usw. besitzen beide ein Fluidum und ein Bestreben, aufeinander einzuwirken, die sogenannte Atomaffinität. Daraus konstruiert Abelspies einen Zusammenhang zwischen den Stoffen, die sich in der Natur befinden und den Gedanken des Menschen, der Art, dass zum Beispiel der Mensch, der konzentriert an Gold denkt, in dem Moment eine besonders starke Empfindung hat, wenn er sich in unmittelbarer Nähe des Goldes befindet. Um den Grad und die Stärke dieser Empfindung festzustellen, bedient sich der Mensch irgendeines Apparates, sei es eines Pendels, einer Wünschelrute oder eines sogenannten Atommediums, das er in den Händen hält und das Ausschläge zeigt, je nachdem die vorgestellten Stoffe in der Nähe sind.

Die Hellseherin legte nun dar, dass sie lange Jahre auch mit einem Pendel gearbeitet habe. Schliesslich habe aber ihr Mann gesagt, wenn doch die Methode

auf einer Beziehung zwischen Geistatomen und Stoffatomen beruhe, so könne sie das Pendel ruhig weglassen. Sie habe das versucht und sei zu dem verblüffenden Resultat gekommen, dass sie auch wirklich ohne Inanspruchnahme des Pendels mehr oder weniger angenehme Empfindungen habe, wenn sie sich in der Nähe von mehr oder weniger wertvollen Schätzen befinde. Seit längerer Zeit pendle sie nun ohne Pendel.

Ihre Methode, sagte sie, beruhe auf zwei Erscheinungen. Zunächst stelle sie, wenn sie über ein Feld gehe, ein angenehmes Gefühl fest, welches ihr sage, hier ist etwas. Nachher stehe sie vor der Aufgabe, das Etwas näher zu charakterisieren. Sie konzentriere sich dann intensiv auf einige Begriffe, wie Wasser, Petrol, Gold. Wenn sie in ihrer Gedankenreihe bei dem Begriff angelangt sei, der mit dem Element, welches das angenehme Gefühl auf sie auslöse, identisch ist, fühle sie eine Zuckung in ihrer Hand.

In dieser Weise wurde Tag für Tag diskutiert, bis auch dem Bäckermeister diese Ideen in Fleisch und Blut übergegangen waren.

Wenn es die Witterung erlaubte, wanderten nun die beiden Erdölforscher, die Hellseherin und der Bergingenieur, gemeinsam auf die Gotthardwiese, und immer wieder stellten sie, jeder auf seine Methode, fest, dass die Stelle, wo das grosse Loch gegraben war, noch überraschende Dinge zum Vorschein bringen werde.

## Das prähistorische Grab

Das Winterwetter gestattete nur ein langsames Weitergraben, doch vertiefte sich der Schacht von Meter zu Meter. Bereits war eine Tiefe von fünfzehn Me-



tern erreicht, und der Bäckermeister hätte ganz vergessen, dass anfänglich die Petrolquelle schon bei zehn Meter Tiefe zum Vorschein hätte kommen sollen, wenn nicht etwas gewesen wäre, das mit unerbittlicher Strenge Einhalt gebot: die Geldfrage. Die Vernunft gewann in seinen Überlegungen wieder die Oberhand, und er wurde sich jetzt bewusst, dass er noch ein Handwerk hatte, einen Bäckerladen, und da seine Ersparnisse jetzt aufgebraucht waren, galt es, wenigstens das Geschäft zu halten. Er raffte sich zu der Erklärung an alle seine Mitarbeiter auf, dass auf seine Kosten nur noch zwei Tage gegraben werde.

Diese Erklärung wirkte auf alle Beteiligten, und zwar auf jeden in anderer Weise. Die Hellscherin, die es nicht fassen konnte, dass sie von ihrem sonst so bewährten Atommedium im Stiche gelassen wurde, war ohnedies schon sehr bedrückt und opferte, wie sie selbst sagte, Nächte, um über die Gründe dieses Versagens nachzuforschen. Aber sie fand nichts. Natürlich konnte sie dem Bäckermeister nicht zumuten, dass er nicht nur seine ganzen Ersparnisse, sondern auch noch seine Existenz opferte. Sie begriff seine Anordnung und war bereit, sich zu fügen. Allerdings nicht ohne die bittere Vorahnung, dass jetzt wahrscheinlich ihr Kollege, der Bergingenieur, die ganze Sache an sich reißen und dann schliesslich die Früchte ihrer Mühen ernten werde.

Der Bergingenieur hatte tatsächlich auch schon, und zwar mit nicht allzu bescheidenen Worten erklärt, dass er, falls dem Bäckermeister der Schnauf ausgehen sollte, sofort Finanzleute finden werde, die seine Fähigkeiten und seine Leistungen kannten. Gleichzeitig hatte er aber dem Bäckermeister auch noch einen interessanten Finanzierungsplan unterbreitet

und ihm geraten, doch erst eine der vielen Wasserquellen, die sich in unmittelbarer Nähe des grossen Bohrschachtes befinden, auszuheben und diese Quellen dann an das Wasserwerk der Stadt St. Gallen zu verkaufen. Von dem Erlös dieses Verkaufes sollte dann die weitere Finanzierung der Grabungen bewerkstelligt werden.

Diese Idee leuchtete dem Bäckermeister ein. Er ordnete sofort an, dass die drei Arbeiter, die bis jetzt am Schacht gearbeitet hatten, unter der Leitung des Bergingenieurs die Ausgrabung nach den Wasserquellen vornahmen. Die Arbeiten am grossen Schacht wurden eingestellt.

Die Hellscherin fühlte sich schwer zurückgesetzt. Sie ging hin, um nach ihrem Empfinden zu prüfen, ob der Ingenieur am richtigen Orte nach Wasser suche. Ihre Methode sagte ihr, dass er an der Wasserader vorbeigrabe. Aber er hörte nicht auf sie. Er grub weiter, musste aber schliesslich bei vier Meter Länge, ein Meter Breite und acht Meter Tiefe die Grabungen aufgeben. Er fing sofort an, einen neuen Schacht auszuheben in den gleichen Ausmassen. Auch dieser Schacht führte zu keinem Ergebnis.

Dann berichtete der Bergingenieur, der tagaus, tagein emsig mit seinen Pendeln und Metallspiralen in der Hand in den Schächten herumkletterte, jetzt habe er einen herrlichen Fund gemacht: ein prähistorisches Grab. Das Pendel zeige ihm ein männliches Skelett und ein weibliches Skelett und dazwischen ein eisernes Schwert aus der Römerzeit. Jedes historische Museum zahle dafür ungeheure Summen. So wurde noch ein drittes Loch gegraben, aber schon nach 1,20 m Tiefe wieder zugedeckt, weil sich weder Skelette noch Schwert zeigen wollten.

Die Kosten für diese Grabungen hatten bereits wieder viel Geld gekostet.



O. Bachmann

Federzeichnung

Die Geduld des Bäckermeisters war erschöpft.

Inzwischen hatten aber auch die Arbeiter vernommen, dass sie keinen Tag sicher waren, dass das Werk nicht abgeblasen würde, und sie sprachen in den

Feierabendstunden darüber, was wohl werden sollte. Bei ihnen sass jeweils ein Reisender einer Armaturenfabrik, der allzu gern bei weitem Bohrungen die Röhren usw. geliefert hätte, und der mit guten Ratschlägen nicht kargte. Unter anderm regte er scherzweise an, wenn es doch nur an der Finanzierung und der nötigen Begeisterung für das Unternehmen fehle, doch einmal ein paar Liter gekauften Petrol in den Schacht hinunterzuschütten. Sobald die Unternehmer Petrol röchen, so würden die Finanzen gleich in Strömen fliessen.

In jenen Tagen erschienen gerade einige Artikel in den Tagesblättern, die sich über die Bohrungen lustig machten und eine Satire in der St. Galler Fastenachtszeitung, über welche sich der Bäckermeister masslos ärgerte. Nicht genug, dass er sich in uneigennütziger Weise für ein Unternehmen einsetzte, das seiner Heimat nur Gutes bringen sollte und das er ohne jede Subvention auf eigenes Risiko aufzog. Jetzt musste er auch noch Spott und Ärger dafür einheimsen. Seine Erdölbegeisterung war auf den Nullpunkt gesunken; er war fest entschlossen, die Sache aufzugeben und keinen Centime mehr für dieses undankbare Geschäft zu opfern.

Da, gerade noch im letzten Augenblick, kam aus dem Schacht von Notkersegg die seit vielen Wochen und Monaten heiss ersehnte Botschaft: « Petrol!!! »

## Das Wunder

Schon den ganzen Tag hatten die Arbeiter, die jetzt bereits zwanzig Meter in die Erde vorgestossen waren, mit angeblichen Gasausströmungen zu kämpfen. Einer sagte: « Jetzt soll mich der Teufel holen, wenn es nicht nach Petrol schmöckt. » Sogleich wurde dieses Ereignis dem Bäckermeister gemeldet, der bald den Hügel hinan gelaufen kam. Auch der Hellscherin und dem Bergingenieur wurde

berichtet, und alle drei beugten sich über das zwanzig Meter tiefe Loch und genossen in Wonne den Petroleumduft, den sie jetzt, wenn auch stark verdünnt, einatmen durften. Das war ein ereignisvoller Tag und ein dritter Wendepunkt in der Chronik der Petroleumforschung von Notkersegg.

Der Schacht hatte die Eigenschaft, dass er sich jeweils über Nacht von den kleinen Quelladern, die sich in ihn ergossen, auf dem Grund mit Wasser füllte. Am andern Morgen wurde die oberste Schicht dieses Wasserbestandes, welche das Erdöl enthalten sollte, behutsam und sorgfältig an die Oberfläche gepumpt. Und schon erschien auch der Kantonschemiker, der zur Registrierung dieses umwälzenden Ereignisses herbeigerufen worden war.

Der Chemiker stand der Sache natürlich skeptisch gegenüber. Seine Aufgabe war, das Gemisch, das ihm aus der Schachtpumpe übergeben wurde, auf chemisch-wissenschaftliche Art zu analysieren. Er liess aber durchblicken, dass die Tatsache, dass der Kompressor in der Nähe der Schachtöffnung stand und die Wasserpumpe mit Rohöl gespiessen werde, im Protokoll nicht unbeachtet bleiben könne. Auch fand er, dass für ein erstklassiges Gutachten das Petrol zur Untersuchung natürlich vom untersuchenden Beamten direkt von der Quelle geschöpft werden müsste.

Die Kunde von den Petroleumergüssen, die in dem Schacht von Notkersegg zum Vorschein gekommen sein sollten, verbreitete sich zunächst in der Umgebung und dann in der ganzen Stadt. Es war also doch etwas daran. Ein jeder St. Galler wusste jetzt, dass dort oben bei Notkersegg ein Unterneh-

men gewagt wurde, welches, wenn es zum Erfolg führte, St. Gallen und unserm ganzen Vaterland eine ungeheure Umwälzung bringen würde.

Die Weissagung des Röhrenverkäufers, dass die Finanzen schon fliessen würden, sobald im Schacht Petroleum gerochen werden könne, war nicht ohne. Mit der Petrolflasche in der Hand ging der Bäckermeister zu einigen seiner Verwandten, um ihnen die Bombenverdienstmöglichkeit zu unterbreiten. Er konnte schon am nächsten Tage seinen Mitarbeitern den Bescheid bringen, dass sich ein Fuhrhalter für die Finanzierung der weiteren Grabungen bis zu 50 m Tiefe ohne weiteres bereit erklärt habe, und dass es sich hier um eine Persönlichkeit handle, der es auf ein paar tausend Franken mehr oder weniger nicht ankomme.

Jetzt wurde beschlossen, für die weitere Forschung nur noch ein dünnes Loch zu bohren und mit dieser Aufgabe eine Spezialfirma zu beauftragen, die über reiche Erfahrung in Tiefbohrung verfüge. Das war die Tiefbohr-Aktiengesellschaft aus Bern.

Die Hellseherin, ohne die nun keine entscheidende Handlung, weder eine technische noch eine andere vorgenommen werden konnte, liess es sich jetzt nicht nehmen, den neuen Ort zu bestimmen, wo der Bohrer am Grund des 1,50 m breiten Schachtes eingeführt werden müsse. Zu diesem Zweck stieg sie selbst auf den Grund des Schachtes hinunter und tastete jeden Quadratzentimeter desselben ab, um festzustellen, an welcher Stelle sie die angenehmste Empfindung hatte. Die Bohrstelle befand sich nicht etwa in der Mitte des kreisrunden Schachtgrundes, sondern etwas auf der Seite.

Dann kam wieder eine Wendung.

Der Kantonschemiker hatte inzwischen das Gutachten ausgearbeitet. Es lautete niederschmetternd. Die Prüfung ergab laut dem Schreiben des Kantonalen Laboratoriums vom 5. März 1937 an das Bau-departement des Kantons St. Gallen, dass es sich bei der öligen Schicht um ein Mineralöl handle, das nicht die Eigenschaften des Erdöles (Naphtha), sondern die eines Raffinationsproduktes aufweise und deshalb angenommen werden müsse, dass dieses Öl nicht primär dem Boden entstamme, sondern als sekundäre Verunreinigung zu bewerten sei.

Dieses Gutachten und die gänzlich negativen Ausführungen eines Geologen, der den Nachweis führte, dass die geologischen Verhältnisse an der Bohrstelle das Vorkommen von Erdöl ausschliesse, verfinsterten wieder die Aussichten des Petroleumunternehmens. Die Hellscherin hatte einen schweren Stand. Schliesslich behauptete sie, dass sich weitere Petrolergüsse in der Tiefe von 30 Metern zeigen müssten. Bei dem raschen Vordringen des Bohrers war aber diese Tiefe bald erreicht. Ohne jedes Resultat.

## Kein Ende

Wieder stand der Bäckermeister vor dem Entschluss, die Sache zu liquidieren, als in der Tiefe von 38 Meter das zweite Wunder geschah. Die Arbeiter meldeten eines Morgens, dass sich an der Oberfläche des heraufgepumpten Wassers auf neue eine Petrolschicht befinde. Diesmal wurde kein Kantonschemiker zu Rate gezogen. Der hatte es nicht verdient. Die Unternehmer füllten auf eigene Faust den abgerahmten Petroleumsaft in Flaschen und schickten ihn an die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt nach Zürich. Der Befund lautete:

«...Die Probe besitzt die Eigenschaften eines Gemisches von zirka  $\frac{1}{4}$  Benzin und  $\frac{3}{4}$  Leuchtpetrol.

Zürich, den 18. Mai 1937.

Eidg. Materialprüfungsanstalt E. T. H.,  
Abteilung Schmiermittel, Öle,  
organisch-technische Chemie.

Der Abteilungsvorsteher:

sig. M. Brunner.»

Den Fachmännern war dieses Dokument ein Beweis dafür, dass die eingesandte Flüssigkeit nicht aus dem Bodennern stammen konnte. Aber für die Hellscherin und den Bäckermeister bedeutete es etwas ganz anderes. Es wanderte sofort hinter Schloss und Riegel in den Sekretär des Hinterstübchens. Jedem, der sich für die Erdölbohrung am Notkersberg interessierte und noch den geringsten Zweifel daran hatte, wurde das Schriftstück unter die Nase gehalten: «Seht, hier ist es schriftlich! Wir haben es ja immer gesagt, dass dort oben Leuchtpetrol und Benzin liegt.»

Und ein drittes Mal sah die Hellscherin ihren Stern aufleuchten.

Ihr «Erfolg» ermunterte sie zu neuen Forschungstaten. Sie erzählte, dass es ihr mit Hilfe der Atom-Affinitätsmethode bereits gelungen sei, im Gehölz oberhalb Notkersegg nichts Geringeres als einen Platinschatz zu entdecken. Auch mitten in der Stadt läge Gold und Silber. Sobald die Erdölquelle am Notkersegg erschlossen sei, werden auch diese Erdschätze ausgehoben werden müssen und für sie, den Bäckermeister, den Finanzmann und das ganze Land beginne dann ein glorreiches Zeitalter.

\*

Es vergingen Wochen und Monate. Heute ist bereits die Tiefe von 60 Metern erreicht. Es wurde kein Petroleum mehr aus dem Schacht gehoben, aber mit jedem Meter eine runde Summe bares Geld versenkt. Und es wird weiter gebohrt und gegraben in dem Petroleumschacht von Notkersegg.